

Sonderdruck aus:

Sandra Markewitz (Hg.)

Jenseits des beredten Schweigens

Neue Perspektiven
auf den sprachlosen Augenblick

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2013

Nicole L. Immler

Schweigen im Familiengedächtnis¹

Zur nicht-motivischen Tradierung familiärer Codes
in Hermine Wittgensteins *Familienerinnerungen*

To learn to listen to silence.
Luisa Passerini

Eine Familienchronik manifestiert Sinn. In ihrem Narrativ ist eine Familiengeschichte festgeschrieben. Oft sind es jedoch gerade die abwesenden oder unvollständigen Erzählungen, die ein Familiengedächtnis herausbilden. Jene Leerstellen im familiären Erinnern – zumeist assoziiert mit Tabus oder Geheimnissen – motivieren oft erst zu einem weiteren Engagement mit der Familie(ngeschichte). Auf die Familiengeschichte angesprochen, konzentrieren sich Nachkommen – wie auch Biographen – gerne auf Themen, über die nicht (genug) gesprochen wurde. Dies ist eine Herausforderung, wenn es darum geht, das Familiengedächtnis zu beschreiben, das vor allem durch gemeinschaftlich geteilte Erinnerungen und ritualisierte Kommunikationsakte charakterisiert wird. Nachfolgend wird an einer Familie (den Wittgensteins) gezeigt, wie sich im Erinnerten auch Verschwiegene manifestiert. Damit will der Artikel zu einer neuen Verstehensweise des Schweigens im Familiengedächtnis beitragen und Wege aus der in der kulturwissenschaftlichen Erinnerungsforschung monierten Dichotomie von Erinnerung und Vergessen zeigen.

Das Phänomen ‚Schweigen‘ in der Erinnerungsforschung

Schweigen ist ein Begriff, der in der kulturwissenschaftlichen Erinnerungsforschung erst jüngst neue Bedeutungszuschreibungen erhalten hat, denn das akademische und öffentliche Interesse der letzten drei Jahrzehnten war

1 Dieser Artikel wurde ermöglicht durch ein Wissenschaftsstipendium der Kulturabteilung der Stadt Wien (MA7), Wissenschafts- und Forschungsförderung. Dank gilt auch meinen Mitlesern und der Herausgeberin für das konstruktive feedback.

vor allem auf das Phänomen der Erinnerung gerichtet. Es etablierte sich die Rede von einer *Ethik der Erinnerung*.² Dem Erinnern und Gedenken an vergangene Ereignisse von Diktatur, Gewalt und Genozid wurde ein ethischer Wert zugesprochen, der Idee verhaftet, dass Erinnerung zum individuellen Wohlergehen und zur gesellschaftlichen Gerechtigkeit beitrage. Hingegen betonten Autoren, die von der *Erinnerungspolitik* sprechen, stärker den instrumentellen Charakter der Erinnerung. Jene sind vorsichtiger, Erinnerung als einen zu wünschenden und Schweigen als einen zu überwindenden Zustand zu beschreiben: Denn, wie Charles Maier zeigte, das Erinnern von Unrecht ist ein rezentes historisches Phänomen und bis zum Ersten Weltkrieg wurde vor allem im Beschweigen ein richtiger Neuanfang gesehen.³ Auch das Nachkriegseuropa, so Tony Judt, war zuerst auf einer stabilisierenden „vorsätzlichen Amnestie“ aufgebaut.⁴ Ein Großteil der Literatur behandelt dabei Schweige-Praktiken im Bereich der politischen Öffentlichkeit, doch bei der Bewältigung von Kriegsvorgängen oder Unrechtserfahrungen hat auch die familiäre Aufarbeitung eine gesellschaftspolitische Relevanz. Denn im Familiengedächtnis zeigen sich nicht nur die Spuren, die ein Krieg in Familien hinterlassen hat, sondern auch wie historisches Bewusstsein, persönliche Erzählungen und die Ausbildung der eigenen Identität zusammenhängen.⁵ Bisher wurde dem Erzählen viel Aufmerksamkeit geschenkt; welche Funktionen hat jedoch Schweigen in der intergenerationellen Tradierung von Erinnerung, im kommunikativen Gedächtnis einer Familie; jenseits des psychologisierenden Blicks der Traumaforschung?

In der kulturwissenschaftlichen Erinnerungsforschung gibt es zunehmend Stimmen, die fordern, über Erinnerung und Vergessen jenseits dieser binären Begriffe nachzudenken, um die Wechselwirkungen zwischen öffentlichem und privatem, politischem und kulturellem Erinnern und komplexe Situationen wie das kulturelle Gedächtnis von Diktaturen besser beschreiben zu

2 Avshalom Margalit. *The ethics of memory*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 2002.

3 Christian Meier. *Das Gebot zu vergessen und die Unabweisbarkeit des Erinnerns. Vom öffentlichen Umgang mit schlimmer Vergangenheit*. München: Siedler, 2010. S. 44.

4 Tony Judt. *Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart*. München: Carl Hanser, 2006. S. 965f.

5 Vgl. u.a. Jürgen Straub (Hg.). *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1998.

können – und Schweigen nicht bloß mit Abwesenheit gleichzusetzen. Exemplarisch für diese Dichotomie im Kontext Familie ist die häufige Unterscheidung der sogenannten Rede- bzw. Schweige-Familien, während beides zumeist ineinander greift. Schweigen, so der Historiker Jay Winter, bedeutet nämlich ebenso wenig Vergessen, wie Reden Erinnern: „Silence, we hold, is a socially constructed space in which and about which subjects and words normally used in everyday life are not spoken.“ Gleichzeitig hat Schweigen auch etwas Performatives: „Silence too is performative; understanding its meaning depends on the aim of the individual and the groups framing and performing it.“⁶ Schweigen wird oft dann mit Vergessen gleich gesetzt, wenn Erinnerung mit Narration gleichgesetzt wird. Aber Erinnerung, so die Kulturhistorikerin Luisa Passerini, müsse nicht erzählt werden, um zu existieren: Es gebe Erinnerungen zwischen Schweigen und Vergessen, die sich in der Körpersprache, in Bildern und Objekten zeigen; ‚embodied memory‘. Dem Aufruf Passerinis folgend, „to learn to listen to silence“⁷, wird dem Schweigen in einer Familienchronik und einer Familie nachgespürt und damit den Umständen, welche manche Erinnerungen forcieren und andere zensieren lassen. Dabei wird gezeigt, inwieweit Stille eine Form von Zeugenschaft sein kann bzw. wie die Sprachlosigkeit des Augenblicks ein Familiengedächtnis mitkonstituiert, indem Abwesendes stets auch anwesend ist.

Das Familiengedächtnis

Das Familiengedächtnis formt sich über die immer wieder erzählten Erinnerungen an Personen und Ereignisse, unzählige kleine Geschichten, die immer wieder aufs Neue in der einen oder anderen Variante erzählt und über Generationen weitergegeben werden. „Diese Erinnerungen“, so schreibt der Soziologe Maurice Halbwachs,

sind gleichzeitig Modelle, Beispiele und eine Art Lehrstücke. In ihnen drückt sich die allgemeine Haltung der Gruppe aus; sie reproduzieren nicht nur ihre

6 Jay Winter. „Thinking about silence.“ *Shadows of War. A Social History of Silence in the Twentieth Century*. Hg. Efrat Ben-Ze'ev/Ruth Ginio/Jay Winter. Cambridge: Cambridge University Press, 2010. S. 3-31, hier S. 4 und 28.

7 Luisa Passerini. „Memories between silence and oblivion.“ *Contested Pasts: The Politics of Memory*. Hg. Katharine Hodgkin/Susannah Radstone. London: Routledge, 2003. S. 248 und 252.

Vergangenheit, sondern sie definieren ihre Wesensart, ihre Eigenschaften und Schwächen. Wenn man sagt: „In unserer Familie [...] bereichert man sich nicht“, so spricht man von einer natürlichen oder moralischen Eigenschaft, von der man annimmt, daß sie der Gruppe eigen sei und daß sie von ihr auf die Mitglieder übergehe.⁸

Halbwachs hat als erster von einem Familiengedächtnis – der Selbstthematization von Familie in der Familie – gesprochen, als er das *Gedächtnis und dessen soziale Bedingungen* in den 1920er Jahren untersucht hat. Er zeigte, dass Erinnerung im Dialog und in Interaktion mit Anderen herausgebildet wird; Erinnerung als Resultat sozialer Praxis. Er initiierte damit die Idee, dass unterschiedliche Gruppen ein kollektives Gedächtnis haben, wobei jedes individuelle Erinnern mit einem kollektiven Gruppenbewusstsein verknüpft sei. Dabei nennt er die Familie als einen wesentlichen *sozialen Rahmen*, innerhalb dessen erinnert wird, wobei innerhalb dieses Rahmens nur in einer gewissen Art und nur gewisse Dinge erinnert werden können: ein Erinnern, welches vor allem die soziale Ordnung stabilisiert, und in dem nicht historisch spezifische Tatsachen, sondern Vorstellungen von Tatsachen erinnert werden: „der Gedächtnisrahmen der Familie besteht mehr aus Vorstellungen denn aus Gesichtern und Bildern; Vorstellungen von Personen und Vorstellungen von Tatsachen“.⁹

In diesem Sinne beurteilt die Medienwissenschaftlerin Angela Keppler die Kommunikationsakte in einer Familie sogar als wichtiger als deren *Inhalte*: Familienerinnerungen haben „den Charakter dialogischer Geschichten [...], die immer wieder erzählt werden müssen“; und dabei sei zentral: „Die Einheit einer Familiengeschichte besteht – jedenfalls für die Angehörigen dieser Familie – nicht in einer einheitlichen Geschichte, sondern in der Kontinuität der Gelegenheiten und Akte des gemeinsamen Sich-Erinnerns.“ Und das bedeute: „Der Konsens, der eine Familie konstituiert, besteht aus erprobten Gesprächsverfahren.“¹⁰

8 Vgl. Maurice Halbwachs. „Das kollektive Familiengedächtnis.“ *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1985 (Org. 1925). S. 203-242, 209f.

9 Halbwachs. *Das Gedächtnis* (wie Anm. 8). S. 382, 239 und 241.

10 Angela Keppler. *Tischgespräche: über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1994. S. 10f., 206-208.

Dabei, so betont der Sozialpsychologe Harald Welzer, beruhe der Prozess der Tradierung von Vergangenheit immer auf einer aktiven Aneignung der erzählten Geschichte, indem sich die tradierten Erzählungen durch die gedanklichen Verknüpfungen der Zuhörer zu einer „relativ autonomen Ergänzungserzählung“ entwickeln. Das Familiengedächtnis basiere folglich auf fiktiver Einheitlichkeit, nämlich darauf, dass sich „alle Beteiligten an dasselbe auf dieselbe Weise zu erinnern *glauben*“.¹¹ Diese Einheitlichkeit sei bedroht, wenn beispielsweise ein Dokument auftauche, das dem bisherigen Familienkonsens widerspreche. Denn eine fixierte Erinnerung sei nicht mehr verhandelbar und mache es schwierig, zu einer gemeinsamen Erinnerung zurückzukehren, weil das nun schriftlich fixierte Wissen ein Bewusstsein für Unterschiede schaffe, und damit das Familiengedächtnis destabilisiere, sobald es zu einer Diskrepanz zwischen mündlicher Tradierung und schriftlichem Zeugnis komme.

In der kulturwissenschaftlichen Erinnerungsforschung ist es noch unterbelichtet, wie sich mündliche Überlieferungen und schriftliche Quellen im kommunikativen Gedächtnis zueinander verhalten, wie auch Halbwachs nicht im Detail zeigt, wie sich ein solches Familiengedächtnis durch Kommunikation herausbildet und erhält. Deshalb ist es notwendig, die „Akte der Übermittlung“¹² detailliert zu untersuchen, jene Mittel und Praktiken, die Familien haben, um ihre Vorstellungen von Vergangenheit zu vermitteln und zu bewahren. Diesem Ansatz von Angela Keppler folgend untersucht dieser Artikel einen solchen *Akt der Übermittlung*, eine Familienchronik und die Gespräche über diese Chronik, am Beispiel der Familie Wittgenstein.¹³ Denn die Familienchronik nimmt in der Familie Wittgenstein selbst wie in der biographischen Forschung zum Philosophen Ludwig Wittgenstein einen zentralen Stellenwert ein, als historische Quelle im Hinblick auf

11 Harald Welzer. „Das gemeinsame Verfertigen von Vergangenheit im Gespräch“. *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hg. Ders. Hamburg: Hamburger Edition, 2001. 160-178, 175, 163 und 165. Mit Bezug auf Angela Keppler. „Soziale Formen individuellen Erinnerens“ *Ebenda*. S. 137-159, hier 156.

12 Keppler. *Tischgespräche* (wie Anm. 10). S. 166.

13 Vgl. Nicole L. Immler. *Das Familiengedächtnis der Wittgensteins. Zu verführerischen Lesarten von (auto-)biographischen Texten*. Bielefeld: Transcript, 2011. Neben der Familienchronik werden hier auch Tagebücher und Briefe als eigene Genres im Hinblick auf die (auto)biographische Darstellung in der Familie und bei Ludwig Wittgenstein untersucht.

seine Person und die Familiengeschichte (Zeitzeugenschaft) – kaum jedoch hinsichtlich ihrer Funktionalität für die Autorin (Symbolisierungsleistung). Dieser kulturwissenschaftlich motivierte Blickwechsel erlaubt es, nicht nur die Familienchronik mit einem philosophischen Ansatz von Ludwig Wittgenstein als eine Form des „Denkstils“ zu beleuchten, sondern damit auch neue Sichtweisen auf die Rolle des Schweigens in der Herausbildung eines Familiengedächtnisses zu zeigen, nämlich den Zusammenhang zwischen dem *Wie* (wir erinnern) und dem *Was* (wir erinnern), zwischen Form und Inhalt, näher zu erläutern.

Die Familienchronik der Wittgensteins

Die Hermine Wittgenstein, die war wer! Sie war eine Autorität, weil sie die Hochreit [den Sommersitz der Familie] besessen hat und weil sie die Familien-erinnerungen geschrieben hat.¹⁴

Die *Familienerinnerungen* von Hermine Wittgenstein (1874-1950), in den Jahren 1944-48 verfasst, gelten als ein zentraler Text in der Wittgenstein-Forschung, denn sie gehören zu den am häufigsten zitierten Quellen zur Familie Wittgenstein und der Biographie des Bruders, dem Philosophen Ludwig Wittgenstein.¹⁵ Die Erinnerungen der ältesten Schwester an ihren jüngsten Bruder gehören zu den wenigen Memoiren, die noch zu seinen Lebzeiten geschrieben wurden. Damit war Hermine Wittgenstein die erste Biographin ihres Bruders und einer Familie, die an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert zu den wohlhabendsten Familien in der Habsburger Monarchie gehörte; gegründet auf dem Stahlimperium ihres Vaters Karl Wittgenstein. Hermine ist die Älteste der acht Wittgenstein-Geschwister und wohnt, unverheiratet geblieben, lebenslang im elterlichen Palais in Wien. Nach dem Tod des Vaters erbt sie 1913 das Familienanwesen Hochreit und wird quasi das ‚Familienoberhaupt‘.

Die *Familienerinnerungen* beschreiben die Familiengeschichte der Wittgensteins: Sie beginnen in der napoleonischen Zeit mit dem deutschen

14 Gespräch mit Stephan Stockert, Urenkel von Helene Wittgenstein, Hermines Schwester, am 7.10.2009.

15 Hermine Wittgenstein. *Familienerinnerungen*. Typoskript 1948 (Im Folgenden: FamEr).

Großvater Hermann Christian Wittgenstein, dessen Übersiedlung aus Sachsen nach Wien im Jahr 1859 und dessen Einheirat in die jüdische Wiener Familie Figdor, und reichen über die Beschreibung der Erfolge des Vaters Karl Wittgenstein und dessen elf Geschwistern, über eine Schilderung von Hermines Geschwistern bis zu den Erfahrungen der Familie im Ersten und Zweiten Weltkrieg.

Die *Familienerinnerungen* funktionieren nicht nur innerhalb der Forschungsgemeinschaft, sondern auch innerhalb der Familie Wittgenstein als eine Art ‚kollektiver Text‘: Sie stabilisieren eine spezifische Version der Vergangenheit, sie recyceln existierende Erinnerungen oder werden selbst wieder Gegenstand von Erinnerungen. Sie werden von den nachfolgenden Generationen stets wieder entdeckt und auf eine neue Art gelesen. Die Chronistin ist damit nicht nur *Traditionsbewahrerin*, sondern auch *Traditionsstifterin*, ihr Text und die verwendeten Erinnerungsfiguren wurden selbst zum Kanon. Das ist deutlich sichtbar in der Literatur: So färbte der Grundtenor der Familienchronik die biographische Wittgenstein-Forschung ein, wenn nämlich die Biographen den vorgegebenen Erzählmustern in positivistischer Manier folgen, statt deren konstruktiven Charakter näher zu beleuchten (und somit der Selbstdarstellung als ‚älteste Schwester‘ folgen und sie nicht als ‚Familienoberhaupt‘ oder ‚Gutsherrin‘ zeigen). Doch obwohl mit der Familienchronik eine offizielle Form festgehalten und tradiert wurde, bleiben dennoch nicht alle anderen Variationen im Verborgenen. So wurden immer wieder Zweifel am Wert der Familienchronik geäußert, seitens der Familie als auch der Forschung, wegen ihres äußerst subjektiven und selektiven Charakters. Spricht man heute mit Familienmitgliedern, sind es gerade die scheinbar unstimmigen Darstellungen oder Leerstellen, über die gesprochen wird – und auf jene richtet sich dieser Artikel.

Während in der Literatur oft betont wird, dass jede erinnerte Vergangenheit einen „Appellcharakter“¹⁶ habe, das heißt eine spezifische Absicht verfolge, gibt es auch absichtslose Quellen, wie Familienbriefe, die „nicht zu Zwecken der Traditionsbildung verfertigt“ wurden, sondern alleine „im sozialen Gebrauch Vergangenheit“ herausbilden, nämlich „en passant“, das so genannte *soziale Gedächtnis*.¹⁷ Liest man die Familienchronik mit

16 Jan Assmann. *Religion und kulturelles Gedächtnis*. München: Beck, 2000. S. 212.

17 Harald Welzer greift den Begriff des *sozialen Gedächtnisses* von Peter Burke auf, fokussiert jedoch dessen breite Definition (als die Gesamtheit der sozialen

absichtslos verfassten Quellen wie alltäglichen Familienbriefen gegen, und bezieht Interviews mit heutigen Familienmitgliedern mit ein, sieht man deutliche Leerstellen, die es erlauben, dem Schweigen in der privaten Erinnerungskultur nachzugehen.

Rezeption der Chronik

Für die Kinder von Hermines Schwester Helene war die Familienchronik – die für jedes Kind bebildert, kopiert und gebunden wurde – vor allem Quelle des Stolzes und wurde den Kindern abends vorgelesen: „Sie waren bei uns sehr präsent“ berichtet die Großnichte, „nicht als Tatsachenbericht oder Legende, sondern es war unsrer Mutter ein Anliegen ihre Welt, in der sie aufgewachsen war, uns nahe zu bringen.“¹⁸ Sie erkennt diese Sozialisierungsfunktion der Chronik an, findet für sich selbst aber keine Identifikationsbasis. Sie stört sich an dem „Ton der Erinnerungen“, an dem „pseud-obschneiden Umgang“ mit der familiären Vergangenheit, und vermisst eine starke, selbstbewusste Stimme der Autorin. Sie fordert, wie auch andere Familienmitglieder ihrer Generation, eine kritischere Haltung gegenüber dem pater familias, Karl Wittgenstein. So seien die Schattenseiten von dessen Unternehmertum und seines Reichtums viel zu wenig beleuchtet, wie auch die Selbstmorde von zweien bzw. dreien (je nach Interpretation) seiner Söhne, Hermines ältesten Brüdern, über die in der Familie lange nicht gesprochen werden durfte. Damit kritisieren die Nachkommen vornehmlich den harmoniesüchtigen Ton der *Familienerinnerungen*, denn Konflikte seien für die Familie viel charakteristischer gewesen. Außerdem finden sie die Kriegsergebnisse zu ungenau dargestellt. Denn auch in Gesprächen würde

Erfahrungen der Mitglieder einer Wir-Gruppe) auf vier Medien der sozialen Praxis der Vergangenheitsbildung: Interaktionen, Aufzeichnungen, Bilder und Räume. Anders als das *kollektive Gedächtnis*-Konzept von Maurice Halbwachs, das Aleida und Jan Assmann in ein *kommunikatives* und ein *kulturelles* Gedächtnis differenzieren haben, sei das soziale Gedächtnis ein nicht intentionales, nämlich *doing history*. (Harald Welzer. „Das soziale Gedächtnis“. *Das soziale Gedächtnis. Geschichte – Erinnerung – Tradierung* (wie Anm. 11), S. 9-21, hier 15f.)

18 Gespräch mit Cecilia Sjögren am 3.5.2000 und am 26.6.2003 in Wien, der Tochter von Clara Sjögren (1913-1978), der Tochter von Hermines Schwester Helene .

die Kriegsvorgänge der Familie oft mit einigen pauschalen Sätzen abgetan, wie „Oh it was the war, we did stupid things, etc.“¹⁹ Manche sprechen diesbezüglich in Briefwechseln sogar von der Familienchronik als „Legende der Tante“, sei die Darstellung der Kriegsereignisse doch „full of errors“.²⁰ Der Begriff *Legende* unterstellt eine Fälschung oder Schönschreibung der Geschichte.

Es ist genau jene Kriegsvorgänge, auf die sich in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit der Familie erneut gerichtet hat, ausgelöst durch die Veröffentlichung von ehemals jüdischen Schweizer Bankkonten Mitte der 1990er Jahre.²¹ Insbesondere die rechtliche Möglichkeit dort eine Entschädigungsklage einzureichen, hat Familienerinnerungen aktiviert und bei der Nachfolgeneration ein Verlangen ausgelöst, zu wissen, „wie es wirklich gewesen war“²². In diesem Kontext erlangte die Wittgenstein'sche Familienchronik eine neue Bedeutung, denn sie dokumentiert den „Anschluss“ Österreichs an Hitler-Deutschland im Jahr 1938 und dessen Konsequenzen für die nun als ‚jüdisch‘ klassifizierte Familie Wittgenstein; nämlich die schwierige Entscheidung, ob zu emigrieren sei oder man einen „Deal“ mit den Nationalsozialisten wagen sollte, um mit dem ungeheuren Auslandsvermögen der Familie eine ‚Mischlings‘-Lösung zu erhandeln und in Österreich verbleiben zu können. Diese Geschehnisse faszinieren und irritieren noch stets die Nachkommen: „Dass sie den Deutschen vertraut haben, diese hätten das Geld ja einfach ohne Gegengabe einstecken können. Es war ein ‚Deal‘ mit Verbrechern, deshalb muss es so etwas wie ein Schuldgefühl gegeben haben“, wird in der Familie spekuliert.²³ Dies impliziert die Annahme nicht nur „privilegiertes Opfer“ gewesen zu sein, sondern auch die ‚richtigen‘ Kontakte zum ‚falschen‘ System gehabt zu haben. Diese konfliktreichen Ereignisse der Jahre 1938/39 bilden zwar ein eigenes Kapitel in der Chronik,

19 Gespräch mit Joan Ripley, der Tochter Paul Wittgensteins, am 18. und 26.2.2009.

20 Fax von John Stonborough an Pierre Stonborough (Enkel von Margarete Stonborough und Neffe von John Stonborough) vom 29.11.1998.

21 Wie die Schweiz hatte mehrere europäische Länder in den 1990er Jahren nicht nur Historikerkommissionen zur Aufarbeitung des durch die Nationalsozialisten vollzogenen Raubes gegründet, sondern auch Fonds eingerichtet für die Rückgabe von durch die Nationalsozialisten enteignetes Eigentum an ehemalige Eigentümer bzw. deren finanzielle Entschädigung; auch Österreich.

22 Gespräch mit Stephan Stockert, 7.10.2009.

23 Gespräch mit Cecilia Sjögren am 3.5.2000 und 26.6.2003 in Wien.

aber in einer Weise, die die Fakten und deren Konsequenzen als anwesend und abwesend zugleich erkennen lassen. Das wird nachfolgend eine Textanalyse näher verdeutlichen.

Genretypisches – Kontextspezifisches – Erzählmusterbedingtes Vergessen

Als Motivation für die *Familienerinnerungen* nennt die Autorin im Vorwort die verunsichernde Gegenwart des Zweiten Weltkriegs, eine Zeit „in der Menschen und Dinge gleichermaßen vom Untergang bedroht erscheinen“, was es notwendig mache, „den jüngeren Mitgliedern der Familie ihre Vorfahren näher“ zu bringen (FamEr, 1). Die Erinnerungen entstehen unter dem Eindruck der Fliegerangriffe auf Österreich seit 1944, der Flucht auf den Sommersitz Hochreit und dann nach Gmunden, der Trennung der Geschwister – Ludwig lebt in England, Paul und Margarete in Amerika – und einer erschwerten Kommunikation durch die Zensur.

Davon ist jedoch in der Chronik wenig zu lesen. Auf eingeschobenen so genannten „Zwischenblättern“ wird die jeweilige Gegenwart des Zweiten Weltkriegs und die dadurch notwendigen Ortswechsel wie das Schicksal des Familienbesitzes kurz verzeichnet. Den Ereignissen nach dem „Anschluss“ 1938 ist ein eigenes Kapitel gewidmet, doch den größten Raum nehmen ausführliche Beschreibungen von familiären und sozialen Ritualen ein. Man kann die *Familienerinnerungen* gewissermaßen als ein Instrument für die „Verrinnerlichung des bürgerlichen Wertekanons“ lesen.²⁴ Dazu gehört das Schildern der Erfahrungen in Kindheit und Jugend im prozeßhaften Herausbilden der einzelnen Familien-Charaktere, die Darstellungen von Tugenden und sozialem Engagement, von musikalischen Abendgesellschaften oder bedeutsamen Briefwechseln.

Eine generalisierende Erklärung für diese abwehrende Erinnerung bietet Maurice Halbwachs. So neige jede Gesellschaft dazu, „aus ihrem Gedächtnis alles auszuschalten, was die Einzelnen voneinander trennen, die Gruppen voneinander entfernen könnte, und darum manipuliert sie ihre Erinnerung

24 Miriam Gebhardt. „Vom Ghetto zur Villa‘ – familiale Erinnerungsstrategien im emanzipierten Judentum.“ *Die Legitimität der Erinnerung und der Geschichtswissenschaft*. Hg. Clemens Wischermann. Stuttgart: Franz Steiner, 1996. S. 175-188, hier 175.

in jeder Epoche, um sich mit den veränderlichen Bedingungen ihres Gleichgewichts in Übereinstimmung zu bringen“.²⁵ Das macht deutlich, warum zentrale Ereignisse doch zugleich schmerzhaft Erfahrungen – wie der Bürgerkrieg in Österreich 1934, die zunehmende antisemitische Stimmung in Wien oder der Einmarsch Hitlers – die in der unmittelbaren Umgebung stattfanden, im Gegensatz zu den Briefen und Tagebüchern in den *Familienerinnerungen* nicht erwähnt werden.

Das entspricht einer Beobachtung von Miriam Gebhardt bei ihrer Analyse des deutschen jüdisch-bürgerlichen Familiengedächtnisses. Sie zeigt, dass in Autobiographien und Familienerinnerungen vor 1933 „bemerkenswert wenig von der allgemeinen antisemitischen Stimmung seit den späten 1870er Jahren die Rede“ ist²⁶, während Tagebücher reale Konfrontation und Benachteiligung schildern. Während im persönlichen, intimen Schreiben Verfolgungen und Missstände benannt werden, werden sie in Familienerinnerungen oder Autobiographien oft nicht erwähnt, hatten jene doch eine intendierte Öffentlichkeit. Gebhardt nennt dieses Vergessen „strategisch“, weil es die Hoffnung auf Integration widerspiegelt.

Darüber hinaus, so lässt sich mit Halbwachs akzentuieren, liege es in der Natur familiären Erzählens, vorwiegend in unbewegten Zeiten stattzufinden, in denen die Familie in sich ruhe und sich ein kollektives Gedächtnis ausbilden könne: „Die Geschichte [...] übergeht jene Zeitabschnitte, während derer sich scheinbar nichts ereignet [...] Aber die Gruppe [...] strebt danach, die Gefühle und Bilder, die die Substanz ihres Denkens bilden, zu verewigen. So nimmt die Zeit, die verstrichen ist, ohne daß irgendetwas die Gruppe tiefgreifend verändert hat, den größten Rahmen in ihrem Gedächtnis ein.“²⁷ Demnach ist es geradezu die Charakteristik des Familiengedächtnisses, das zu betonen, was das Selbstverständnis geprägt hat und Sicherheit gibt und nicht, Umbrüche zu dokumentieren.

In der Wittgenstein-Chronik spiegelt sich in den Beschreibungen harmloser familiärer Alltäglichkeiten viel von diesem Selbstverständnis wider. Gerade in diesen Jahren ohne große Veränderungen hat sich das familiäre kollektive Gedächtnis herausgebildet. Auf diese Beständigkeiten und Kontinuitäten wird nun in der unsicheren Zeit zurückgegriffen. Das erklärt die

25 Halbwachs. *Das Gedächtnis* (wie Anm. 8). S. 382.

26 Gebhardt. *Vom Ghetto zur Villa* (wie Anm. 24). S. 186.

27 Maurice Halbwachs. *Das kollektive Gedächtnis*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1985 (Org. 1955). S. 74f.

Themen und die Art des Schreibens, wie die Absenz der Nachkriegszeit, Hermines Schreibgegenwart. Zugleich ermöglicht dieses spezifische gesellschaftliche Umfeld nur bestimmte Erzählungen. Denn jeder Gruppe bleibe nur die Vergangenheit, die mit ihrem jeweiligen gegenwärtigen gesellschaftlichen Bezugsrahmen rekonstruiert werden könne, schreibt Halbwegs, und das bedeutet den Blick auch auf die Erzählsituation nicht alleine den Erzählinhalt zu richten.²⁸

Die Analyse der Textstruktur zeigt: Es liegt eine deutliche Form der „Stabilitätserzählung“²⁹ vor, eine Generationen übergreifende Stabilisierung des ‚Ich‘, die lieber die eigene Existenz rückversichert, indem sie Beziehungsgeflechte bestätigt, statt Nachkriegs-Familienwirren aufzuzeigen. Ein solches Denken in Generationszusammenhängen³⁰ gilt als eine charakteristische Reaktion auf Umbruchserfahrungen, einem Bedürfnis entsprechend, das Ende einer Gesellschaftsordnung „auch als Übergang statt nur als Bruch zu sehen“.³¹ Dieser Logik entspricht es auch, wenn Ereignisse, wie die von 1938, von Hermine Wittgenstein als „herausfallende“ Episoden bewertet werden, weil kurz darauf „der freundliche Rahmen bald in schöner Weise wieder sichtbar wurde, als hätte er nie gefehlt“ (FamEr, 153). Hier ist es aufschlussreich zu zeigen, wie die Konflikte um das Jahr 1938 doch geschildert werden, in einer Weise nämlich, die sie harmonisiert und dadurch (fast) vergessen macht.

28 Halbwegs. *Das Gedächtnis* (wie Anm. 8). S. 239.

29 Kenneth J. Gergen. „Erzählung, moralische Identität und historisches Bewusstsein. Eine sozialkonstruktionistische Darstellung.“ *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte*. Hg. Jürgen Straub. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1998. S. 170-225, hier S. 178f.

30 Auch die ‚Generation‘ ist ein stabilisierendes Erzählmodell in der Wittgenstein’schen Chronik. So führt die ausgesprochene Kritik Hermines an ihren Eltern paradoxerweise zu einer Harmonisierung des Familiengedächtnisses, indem durch eine dialektische Erzählweise – die Elterngeneration versus die Kindergeneration – die eigene Generation homogenisiert wird durch das gemeinsame Leiden an der schlechten Erziehung. Und selbst der geschilderte Konflikt der Familie mit den Nationalsozialisten kaschiert faktisch die Eliminierung innerfamiliärer Konflikte. Vgl. Immler. *Das Familiengedächtnis* (wie Anm. 13). S. 238, 295f., 356.

31 Jürgen Reulecke. „Probleme einer Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Nachkriegszeit“. *Geschichte im Westen* 2 (1987), H. 1. S. 7-25. Umbruchzeiten gelten geradezu als Höhepunkte für auto-/biographisches Schreiben.

Hermine Wittgenstein legt es als bewusste Entscheidung dar, für die Beschreibung der Ereignisse von 1938/39 den Stil einer minutiösen Chronik gewählt zu haben:

Die Geschehnisse bestimmen selbst den Stil, und wenn das Kapitel, das von den Jahren 1938 und 39 handelt, notgedrungen aus dem Rahmen dieser Familienerinnerungen fällt, so liegt das daran, dass die Ereignisse selbst aus dem freundlichen bürgerlichen Rahmen herausfielen, der bisher unsere Familie umgeben hatte. (FamEr, 152)

Das Kapitel beschreibt, wie die Familie vom „Anschluss“ Österreichs an Deutschland im März 1938 und seinen Auswirkungen überrascht wird, und beginnt mit einer höchst eindringlichen Einleitung:

Ich will die Ereignisse [...] chronologisch und etwas zurückgreifend niederschreiben; dabei bin ich mir freilich bewußt, daß ich mit meiner gewohnten Darstellungsweise hier nicht das Auslangen finden werde, ja daß ich zum Teil die Genauigkeit von Aktenstücken anstreben muß. (FamEr, 152)

Sie präsentiert das Erzählen über das Jahr 1938, den Versuch, Geschichte objektiv darzulegen als Stil- und Erzählbruch und verbindet dadurch die bürgerliche Familientradition mit einer identitätsstiftenden narrativen Form. Damit reflektiert sie die damit einhergehende veränderte Art des Schreibens. Hier wird offensichtlich, was Guy Miron das Schreiben mit einem „double consciousness“ nennt: das Miteinander von „the point of view of the author, and the imagined point of view of the ‚other‘ to whom the memoirs are addressed“.³² Die detaillierten Schilderungen wirken wie ein Rechtfertigungsnarrativ gegenüber den Nachkommen. Sie erklärt ihre Ignoranz gegenüber ihren jüdischen Wurzeln mit der „Weltfremdheit“ einer großbürgerlichen Schicht, der lange das Vorstellungsvermögen dafür fehlte, was die Auswirkungen des „Anschlusses“ auf die Familie sein konnten: „Ich erinnere mich, wie Paul mir eines Morgens nach dem ‚Umbruch‘ [der „Anschluss“] mit bleichem Entsetzen mitteilte, wir gälten als Juden.“ (FamEr, 156)

Dieser Satz weist ein stark fiktionales Moment auf, denn er suggeriert ein neues Bewusstsein der Autorin für die jüdische Herkunft der Familie, die

32 Guy Miron. „Autobiography as a Source for Writing Social History. German Jews in Palestine/Israel as a Case Study.“ *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* XXIX, 2000. S. 251-281, hier S. 255.

in der Familie immer wieder Thema gewesen war, wenn auch in einer psychologischen Differenzierung zwischen den Ostjuden und den assimilierten Juden, welche die Nürnberger Gesetze nun aufhob. Diese Negation des Jüdischen zeigt sich bereits am Beginn der *Familienerinnerungen*, nämlich der auffälligen Abweichung vom ‚üblichen‘ Format einer Chronik.³³ Nicht der Familienname oder der Herkunftsort, also der Ursprung der Familie, steht am Beginn (ist dieser doch gerade aus nationalsozialistischer Perspektive zweifelhaft), sondern die personellen und kulturellen Netzwerke und die Wertschätzung einzelner Familienmitglieder durch Personen des öffentlichen Lebens. Damit schildert die Familienchronik das Leben der Großeltern als *Assimilierungsprozess*. So heißt es über die Familie mütterlicherseits, die Wiener Familie der Figdors: „[Sie] waren Juden, fühlten sich aber, wie man das damals konnte, als Österreicher und wurden auch von Anderen als solche betrachtet“ (FamEr, 3). Und bei der väterlichen Seite betont sie den „Anschluss“ der aus Deutschland übergesiedelten Großeltern an einen „reichsdeutschen“ Kreis von einflussreichen Personen (von Brücke, Hebbel, Littrow u.a.) in Wien – während andere Quellen andere Netzwerke, nämlich jüdische, zeigen könnten.³⁴

Hier wird deutlich, wie durch äußere Dringlichkeiten andere Referenzen geschaffen werden als die, die für einen selbst oder die Familie in gewöhnlicheren Umständen möglicherweise gelten würden. Hier hat die Fremdzuschreibung durch die Nationalsozialisten die Selbstbeschreibung in Form eines Assimilierungsnarrativs erheblich beeinflusst. Inwieweit liegt hier also weniger eine ‚reale‘ Familienchronik als eine Legitimationsschrift der 1940er Jahre vor? Denn die Chronik ist streckenweise oder partiell in einem ähnlichen Geiste verfasst wie das Ansuchen zur ‚Arisierung‘ des Großvaters, eine Zusammenstellung aller besonderen Leistungen der Familienmitglieder (beruflicher, militärischer und karitativer Art), welche die Familie zuerst an zuständige Stellen in Österreich, dann an der Reichsstiftungskammer in Berlin eingereicht hat, die aber abgelehnt wurde. Als im Winter 1938/39 die Reichsbank in Berlin zunehmend auf die Auslieferung der Devisen zu drängen begann, die in einer Kommanditeinlage bis 1947 in der Schweiz fest

33 Für einen Einblick in das Genre vgl. Claudia Vorst. *Familie als Erzählkosmos. Phänomen und Bedeutung der Chronik*. Münster: Lit, 1995. S. 128f.

34 Georg Gaugusch. „Die Familie Wittgenstein und Salzer und ihr genealogisches Umfeld.“ *Adler, Zeitschrift für Genealogie und Heraldik* 4, 2001. S. 120-145, hier S. 120.

verankert waren, folgte eine lange Debatte über den Preis, den die Reichsbank den Wittgenstein-Geschwistern für die vorzeitige Auflösung der Kommanditgesellschaft zugestehen wollte.

Sie [Schwester Margarete] hatte nämlich die Zuteilung der Mischlingseigenschaft für uns Schwestern geradezu als Preis für ihre erfolgreichen Bemühungen um die Freimachung der Devisen von der Reichsbank verlangt, und von Seite der Reichsbank war die entsprechende Zusicherung für den Fall der Unterzeichnung des Vergleiches gegeben worden. (FamEr, 180)

Hermine beschreibt, wie sich der Bruder Paul, der inzwischen emigriert war, auch um als Pianist arbeiten zu können, diesem Vergleich mit der Reichsbank, der favorisierten Lösung seiner beiden in Wien lebenden Schwestern, hartnäckig widersetzte, da er dem „Reich“ „mißtraute“ und „sich überhaupt ganz auf definitive Auswanderung eingestellt hatte“ (FamEr, 179) und jene auch von seinen Schwestern erwartete:

Paul verglich [unsere Situation] mit einem brennenden Haus und sagte, sie rechtfertige den Sprung aus dem Fenster, nämlich die Flucht aus Österreich unter Zahlung der Reichsfluchtsteuer; ich konnte und wollte aber diese Auffassung nicht teilen, da sie mich vor große seelische Verluste und vor Probleme gestellt hätte, die ich mich nicht zu meistern traute. (FamEr, 158)

Hermine, die nicht wie ihre Schwester Helene durch eine Heirat geschützt war, wollte unter keinen Umständen ins Ausland flüchten, sondern lieber als „Ausnahmsjude“, so die Zuschreibung des Leiters der Devisenstelle der Reichsbank, mit der sie sich durchaus identifizieren konnte, im Land bleiben: „Ich wollte weiter in der gewohnten Atmosphäre leben, wenn auch eventuell in viel einfacheren Verhältnissen, nur nicht auswandern!“ (FamEr, 178) Die Verhandlungen mit der Reichsbank dauerten mehrere Monate und wurden im Sommer 1939, kurz vor Ausbruch des Krieges, beendet als „die Summe des guten Willens“ (FamEr, 179) gegeben worden war, mit dem Resultat, dass der Großvater schließlich doch als ‚Arier‘ und die Geschwister als Mischlinge ersten Grades eingestuft wurden.

Erzähltechnisch ist auffällig, dass auf die Schilderung der 1940er Jahre nicht die Darstellung der Nachkriegszeit folgt, sondern ein Rückgriff auf die Elterngeneration, die Geschwister des Vaters. Die Autorin konzentriert sich damit auf das Netzwerk Familie, das der Familie angeblich Schutz gewährt

hatte; so wenn immer wieder der Heimvorteil der „Damen Stonborough und Wittgenstein“ erwähnt wird, die stets „gute Freunde“ hatten, um „wieder Mittel und Wege“ zu finden (FamEr, 174f.). Ihr Verweis auf diesen „unterirdischen“ (FamEr, 157) Schutz bleibt vage; vielleicht eine bewusst gewählte Ungenauigkeit, hatte die Schwester Margarete (durch ihre Ehe amerikanische Staatsbürgerin) doch Handlungsspielräume und Kontakte zu führenden Nationalsozialisten. Unklar bleibt, inwieweit diese hilfreich gewesen sind, um sich dem Zugriff der Nationalsozialisten zu entziehen. Am Ende der Chronik wird der Eindruck vermittelt, als wenn das Leben in Österreich einfach weiterginge, während Paul nicht der einzige der Familie ist, der emigriert war. Diese Auflösung der Familie dokumentiert die Familienchronik jedoch nicht, ebenso wenig, dass die beiden Geschwister Hermine und Paul lebenslang keinen Kontakt mehr hatten.

Darüber *schweigt* die Familienchronik, *zeigt* es aber durch die Textstruktur. Die Textanalyse zeigt, dass die Chronik nicht nur aus der *kollektiven Verunsicherung* der unmittelbaren (Nach)Kriegszeit heraus entstanden ist, sondern zugleich höchst individuell motiviert von Hermine Wittgensteins *persönlichen Verunsicherungen*: angesichts ihres Streits mit dem Bruder Paul über die Notwendigkeit des Exils. Insofern ist die Chronik mehr als eine rein deskriptive Beschreibung der Familiengeschichte, nämlich auch eine persönliche Rechtfertigung für ihre Entscheidung, 1938 in Wien verblieben zu sein.

Diese individuelle Perspektive wird zwar geschildert und hat auch ihre Selbstdarstellung in den *Familienerinnerungen* geprägt – als eine Person, die ausschließlich in den Rahmen der Familie und sozialer Verpflichtungen integriert war, was einen Neuanfang im Exil ziemlich erschwert hätte – dieser individuelle Aspekt ist aber in der Rezeption nahezu absent. Allein durch die Wahl des Genres setzt Hermine Wittgenstein eine deutliche Botschaft: Der Text kommuniziert *Familie*, vor deren Gesamtheit der Einzelne mit seinen Wünschen und seiner Lebensgeschichte zurückzutreten hat. Hier verdeckt die Rhetorik des Genres die persönlichen Anliegen der Autorin. Dabei ist das Genre ein „mentales Modell“³⁵, das die Produktion, aber auch die Rezeption formt. Die Wahl der Gattung ediert den Text und ist zugleich

35 Carol Feldman. „Genres as Mental Models.“ *Psychoanalysis and Development. Representations and Narratives*. Hg. Massimo Ammaniti/Daniel N. Stern. New York: New York University Press, 1994. S. 111-121.

ein „Adressierungsvertrag“ mit einer deutlichen Botschaft.³⁶ Es ging der Autorin zwar, wie sie schreibt, um ein Familienporträt, aber zugleich, so ließe sich mit Paul Parin beifügen, bietet ihr die Rolle als Familienchronistin auch „Entlastung und Erleichterung für das Ich“.³⁷ Es bedeutete nämlich nicht als Individuum, sondern in ihrer Rolle als Familienoberhaupt, nun fortgeführt als Chronistin, die schwierigen Entscheidungen getroffen zu haben. Damit stiftet die Familienchronik eine Legitimation nicht nur in Zeiten der gesellschaftlichen, sondern auch der persönlichen Krise.

Der Bezug auf gemeinsame Symbole oder Rituale bei der Sinnstiftung hilft dabei, die extremen psychischen Belastungen der Kriegszeit auszuhalten, indem das „kulturelle Kapital“ (Pierre Bourdieu) das soziale Umfeld und damit das „vertraute Gegenüber“ ersetzt.³⁸ Solche retardierenden Beschreibungen gelten nach Aleida Assmann auch als Charakteristikum einer Chronik, sie ergänzen die Realität und stiften Wirklichkeit alleine durch die formelhafte Geste der „Wiederholung“, wiederholen Vertrautheiten und zensieren Widersprüchlichkeiten.³⁹ Werden die *Familienerinnerungen* als ein Instrument der Konfliktbewältigung betrachtet, ist ihnen damit das konservierende, beschönigende und unreflexive Moment inhärent. Das ‚Umerzählen‘ dient dabei nicht nur der Sinngebung der Wirklichkeit, sondern auch dazu, Umstände ertragbar zu machen, indem die Geschichten dazu verwendet werden, „diese Wahrheiten in unsere Lebenswelt hereinzuerzählen oder sie in unserer Lebenswelt in jener Distanz zu erzählen, in der wir

36 Philippe Lejeune. „Der autobiographische Pakt.“ *Der autobiographische Pakt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1994 (Org. 1975). S. 13-51.

37 Paul Parin. *Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopschoanalytische Studien*. Frankfurt/M.: Syndikat, 1978. S. 78-111, hier S. 103.

38 Bourdieu beschreibt, wie die unterschiedlichen Ressourcen des Einzelnen (soziales, kulturelles, ökonomisches Kapital) für die Identitätsbildung eingesetzt werden. Vgl. *Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Hg. Heiner Keupp u.a. Reinbek: Rowohlt, 1999. S. 204.

39 Aleida Assmann sieht die Chronik als „Kompilationsliteratur“ der Folklore zugehörig, im Gegensatz zur Literatur nicht durch die „Geste des Widerspruchs“, sondern durch die Geste „der Wiederholung“ charakterisiert. Aleida Assmann. „Schriftliche Folklore. Zur Entstehung und Funktion eines Überlieferungstyps“. *Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation*. Hg. Dies./Jan Assmann/Christoph Hardmeier. München: Fink, ³1998. S. 175-193, hier S. 177, 181.

es mit ihnen aushalten“.⁴⁰ So gibt es Ereignisse, die sich einer Beschreibung entziehen, weil sie als zu bedrohlich empfunden werden. Solche „mächtige[n] Erfahrungen“, wie sie Heinz Bude nennt, sind oft nicht erzählbar, weil sie keine „schöne Geschichte“ ergeben, „Bilder, Wünsche, ‚Deckerinnerungen‘ (Freud), die sich übereinander schieben“.⁴¹ Oft werden solche Erfahrungen nur verkürzt auf ein Schlagwort mitgeteilt. In der Wittgenstein'schen Chronik ist vom *Umbruch* die Rede als Synonym für die negativen Erfahrungen im Kontext des „Anschlusses“. Dieser Begriff wird jedoch zugleich von einem positiv konnotierten, bedeutungsbeladenen Begriff überlagert, der *freundliche Rahmen*, der das Bedürfnis der Autorin nach Harmonie und Bindung zum Ausdruck bringt – zugleich aber ein starkes Bewusstsein für den Bruch und das unwiederbringlich Verlorene reflektiert. Es ist dieser immer wieder evozierte gesellschaftliche und familiäre Rahmen, der auch die Erinnerungen formt. Mit Reinhart Koselleck gesprochen: Wenn Hermine Wittgenstein vom Rahmen des Gewohnten, das heißt eines Lebensstils und *Erfahrungsraumes* spricht, wird nur innerhalb dieses *Erwartungshorizontes* erinnert, alles andere als nicht dazu gehörig definiert und verschwiegen oder vergessen.⁴²

Schreibstil als Denkstil: Das Wie ist dem Was wesentlich

Liest man die Wittgenstein-Chronik, dann erstaunt, dass der familiäre Bruch über die Entscheidung des Exils trotz dessen performativer Inszenierung als Erzählbruch⁴³ kaum wahrgenommen wird. Dabei ist die Artikulation

40 Odo Marquard. *Abschied vom Prinzipiellen*. Stuttgart: Reclam, 1981. S. 95.

41 Heinz Bude. „Der Sozialforscher als Narrationsanimateur. Kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung.“ *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 2 (1985). S. 327-336, hier S. 334.

42 Vgl. Reinhart Koselleck. „Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘ – zwei historische Kategorien.“ *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1989. S. 349-375, hier S. 367.

43 Erzählbrüche weisen nach Reinhard Sieder „auf noch nicht abgeschlossene Umwertungen eines Geschehens, auf problematisch Gewordenes, auf die Spaltung von Denken und Wissen [...], auf die Externalisierung oder Verdrängung unangenehmer oder belastender Teile eines Zusammenhangs [...] hin, Vorgänge, die das Geschehen selbst nicht mehr ändern, aber die Erinnerung perspektivisch verändern.“ Reinhard Sieder. „Gesellschaft und Person: Geschichte

eines Erzählbruchs mehr als nur ein formaler Gesichtspunkt; insbesondere für Hermine Wittgenstein, die von ihren Geschwistern mit einem bestimmten Schreibstil assoziiert wird. Als es 1942 zu Missverständnissen zwischen den Geschwistern kommt, ersucht die Schwester Margarete den Bruder Ludwig um Verständnis für Hermine: „To come back once more to Min’s [Hermine’s] letters I want to say that people who are used to writing descriptive letters like she, have a much harder time anyway nowadays than you have.“⁴⁴ In ihrer Bemerkung verbindet Margarete die geistige Verfasstheit der Schwester mit einer „deskriptiven Natur“, einem festen Glauben an die Erzählung, und knüpft eine unmittelbare Verbindung zu Ludwig Wittgensteins später so oft beschriebenen Schreibstil⁴⁵, wie auch in Bezug auf sein Diktum, „daß der Stil das Bild des Menschen sei“. So heißt es in Wittgensteins Manuskripten am 4. Januar 1949:

„Le style c’est l’homme“, „Le style c’est l’homme même“. Der erste Ausdruck hat eine billige epigrammatische Kürze. Der zweite, richtige, eröffnet eine ganz andere Perspektive. Er sagt, daß der Stil das Bild des Menschen sei.⁴⁶

Mit diesem Verweis auf die geschwisterlichen Unterschiede beschreibt Margarete hier ihre Schwester als eine Person, die im Narrativ einen Halt findet, und die Zeit als eine, die solche Erzählweisen erschwert. Diese Beobachtung verdeutlicht noch einmal den Eindruck, dass der Schreibstil der *Familien-erinnerungen* der eines ‚heilenden‘ Narrativs ist, der Versuch, im Narrativ

und Biographie. Nachschrift.“ *Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen*. Hg. Ders. Wien: Turia + Kant, 1999. S. 234-264.

44 *Familienbriefe*. Hg. Brian McGuinness/Maria C. Ascher/Otto Pfersmann. Wien: Hölder-Pichler-Tempsky, 1996. S. 177.

45 Wittgensteins skizzenhafte Methode wurde nicht nur als Konsequenz seines Denkens, sondern auch als „intuitives Verständnis der Zeit, in der er schreibt“ gesehen. Joseph P. Stern. „Literarische Aspekte der Schriften Ludwig Wittgensteins.“ *Wittgenstein Und. Philosophie – Literatur*. Hg. Wendelin Schmidt-Dengler/Martin Huber/Michael Huter. Wien: Edition S, 1990. S. 23-36, hier S. 28.

46 *Ludwig Wittgenstein: Vermischte Bemerkungen. Eine Auswahl aus dem Nachlass*. Hg. Georg Henrik v. Wright. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1978 (Org. 1977). S. 150.

Identität zu finden⁴⁷, wenn es dort heißt: Die Familienerinnerungen „haben mir eine längst versunkene schöne Zeit zurückgezaubert [...] Sie haben [...] mich mit meiner Familie, für die ich ja schreibe, besonders verbunden.“ (FamEr, 250) Hier wird in nostalgischer Färbung gegen den Verlust des identitätsstiftenden sozialen Umfeldes angeschrieben und mit dem Genre der Familienchronik ein deutliches Symbol gesetzt. Diese Form der Familiendarstellung lässt an eine therapeutische Form des Schreibens denken, wie sie nicht nur für einen Großteil der nach 1945 entstandenen autobiographischen Schriften zutrifft⁴⁸, sondern auch aus Hermine Wittgensteins persönlicher Lebenssituation heraus erklärbar ist. Denn ein Erzähler im hohen Lebensalter richtet seine Energien zumeist auf lebensgeschichtliche Konstruktionen, „mit denen er leben und sterben kann und die ihm retrospektiv Sinn stiften“.⁴⁹ Dabei kann ihr gepflegter und doch idealisierter Kulturkonservatismus mit Richard Sennett als Testament der Kohärenz gelesen werden, als ein Versuch, Konflikte durch Erzählungen zu formen: Das „Narrativ heilt traditionell durch Struktur, nicht durch die Vermittlung direkter Ratschläge“.⁵⁰ Dabei ‚heilen‘ auch die Auslassungen. So gilt Schweigen als ein erster Schritt, gesellschaftlich betrachtet ebenso wie individualpsychologisch, um sich von verstörenden Erlebnissen zu erholen. Die Gegenwart der Nachkriegsjahre will nicht reflektiert, sondern überwunden werden.

Dabei ist die Ankündigung der Autorin, die Ereignisse 1938/39 dokumentarisch zu beschreiben, also die Adressierung an den Leser, vielsagend. Der Konflikt mit dem Bruder Paul ist zwar als Faktum vorhanden, aber weder werden dessen Details noch die Konsequenzen (wie Besitzüberschreibungen an die Schwester) gezeigt, noch eine moralische Bewertung vorgenommen. Das ist nach Angela Keppler charakteristisch dafür, wie in Familien mit Tabus umgegangen wird; das Wissen werde geteilt, doch sei keine moralische Bewertung erlaubt. Auf diese Weise wird das Tabu durch

47 Ludwig Wittgenstein hingegen verwendet die Sprache als Mittel, um Vorurteile im Denken zu verorten und um Vertrautes loszuwerden statt wiederzufinden. Vgl. Immler. *Das Familiengedächtnis* (wie Anm. 13). S. 175-178, 344-350.

48 Die Flut an autobiographischer Literatur nach 1945 wurde lange als „apologetische Rechtfertigungsliteratur“ disqualifiziert, die nicht zur Selbstaufklärung, sondern zur Selbststabilisierung diene. Vgl. Michaela Holdenried. *Autobiographie*. Stuttgart: Reclam, 2000. S. 75.

49 Sieder. „Gesellschaft und Person“ (wie Anm. 43). S. 258.

50 Richard Sennett. *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin: Berlin Verlag, 1998. S. 179 und 184.

eine „kommunikative Kommentarverweigerung“, wie sie es nennt, zu einem „non-issue“ erklärt, und übergangen.⁵¹ Allerdings ist durch den Erzählbruch der Konflikt doch deutlich gemacht. Den bewusst vollzogenen Stilwechsel begründet die Autorin damit, dass jeder Inhalt die ihm passende Form finden müsse. Eine Haltung, die zentral ist im Denken ihres Bruders Ludwig Wittgenstein, der sich stets im äußersten Maße bewusst war, dass „certain things may be expressed in contexts of one sort but not in contexts of another“.⁵² In seinem philosophischen Werk finden sich zahlreiche Überlegungen zur Äquivalenz von Form und Inhalt. Auch in seinen Briefen. So wenn er seinen Freund Ludwig Hänsel anweist, nur dann etwas niederzuschreiben, wenn die richtigen Worte und die richtige Form dafür gefunden werden: „Wenn Du etwas weißt, so sag's ihm; wenn Du einen Gedanken gehabt hast, so teil ihn ihm als Gedanken mit; wenn Du Zweifel hast, so teil sie als Zweifel mit, etc.“⁵³ Diese Koinzidenz von Sagen und Zeigen gilt als ein Charakteristikum von Wittgensteins Denkstil, nämlich „die Art und Weise der Darstellung mit dem, wofür die Darstellung steht, zur Deckung zu bringen, so dass das dargestellte ‚Bild‘ in einem internen Zusammenhang mit dem Abgebildeten dergestalt steht, dass es diesen Zusammenhang unmittelbar *zeigt*“.⁵⁴ Auf diese Weise, so Matthias Kroß, behandle Ludwig Wittgenstein Stilfragen immer auch als philosophische Fragen: „Das *Wie* der Darstellung ist dem *Was* wesentlich. Der sich im Stil manifestierende diskursive Gehalt des Gedachten verweist nicht auf eine außerkursive Struktur der verhandelten Sachen, sondern auf das Darstellungsbedürfnis des Autors.“⁵⁵ Diese Zusammenhänge zwischen dem *Wie* (erinnert wird) und dem *Was* (erinnert wird),

51 Kepler. *Tischgespräche* (wie Anm. 10). S. 181f.

52 Joachim Schulte. „Letters from a Philosopher.“ *Wittgenstein, Biography & Philosophy*. Hg. James C. Klagge. Cambridge: Cambridge University Press, 2001. S. 176-194, hier S. 177f.

53 Am 10.3.1937. *Ludwig Hänsel – Ludwig Wittgenstein: Eine Freundschaft. Briefe. Aufsätze. Kommentare*. Hg. Ilse Somavilla/Anton Unterkircher/Christian Paul Berger. Innsbruck: Haymon, 1994. S. 143.

54 Matthias Kroß. „Den Nagel auf den Kopf treffen. Bemerkungen zu Wittgensteins Stil.“ *Ludwig Wittgenstein. Ingenieur – Philosoph – Künstler*. Hg. Günther Abel/Matthias Kroß/Michael Nedo. Berlin: Parerga, 2007. S. 225-253, hier S. 226.

55 Abel/Kroß/Nedo. *Wittgenstein* (wie Anm. 54). Vorwort der Hgs. S. 7-13, hier S. 12.

zu verstehen, lässt Neuinterpretationen vom Schweigen in der Herausbildung eines Familiengedächtnisses zu.

Symbolisierung statt Zeugenschaft: Worüber sich im Familiengedächtnis nichts sagen lässt

Die Chronik der Wittgensteins dokumentiert eine Familie zum Zeitpunkt des Zerfalls, ohne diese Krise jedoch zu artikulieren. Dieses ‚Vergessen‘ ist, wie gezeigt wurde, zu einem gewissen Maße genre- und kontextspezifisch beeinflusst. Es ist, wie Halbwachs gezeigt hat, ein Charakteristikum der Familienchronik, ruhigen Zeiten viel Aufmerksamkeit zu schenken, statt im Chaos das Chaos zu dokumentieren. Vielmehr ist es ihre Aufgabe durch selektiven und symbolhaften Zugriff auf bestimmte Ereignisse und Personen ein Bewusstsein für die Gruppe als Einheit zu schaffen⁵⁶, ein diffuses Gefühl schriftlich zu konkretisieren und damit in erster Linie eine Symbolisierungsleistung zu vollziehen, statt Zeitzeugenschaft zu leisten. Durch eine Kristallisation von Gefühlen wird das Diffuse zum Konkreten und Zugehörigkeiten und Identifizierungen in Form von Symbolisierungen werden deutlich formuliert.⁵⁷ Dabei erlauben Kriegs- und Nachkriegszeit nur bestimmte Erzählungen. So verstärkt die gesellschaftspolitische Situation nach 1945 die harmoniebedürftige Ausrichtung nach innen sowie die nostalgische Rückwendung ins 19. Jahrhundert. Konfliktbeladene oder bedrohliche Erlebnisse werden zwar nicht ausgeblendet, aber die Brüche werden in einem integrativen Rahmen präsentiert. Es sind diese Bedürfnisse der unmittelbaren Gegenwart der (Nach)Kriegsjahre, die die Erinnerungen mit diktieren. Vergessen ist somit nicht nur ein willkürlicher oder subjektiv gesteuerter Akt eines Autors. Die *Familienerinnerungen* die „Legende der Tante“ zu nennen, bedeutet die Chronik als individuelle und intentionale Legendenschreibung zu (dis)qualifizieren. Das Irren bzw. das Schweigen hat jedoch, wie gezeigt, auch eine intersubjektive und gruppenspezifische Dimension sowie eine strukturelle Komponente. Darüber hinaus sehen wir hier ein Phänomen, das Botho Strauss im *Die Fehler des Kopisten* beschrieben hat: Indem

56 Halbwachs. *Das Gedächtnis* (wie Anm. 8). S. 239.

57 Aleida Assmann. „Fest und flüssig. Anmerkungen zu einer Denkfigur.“ *Kultur als Lebenswelt und Monument*. Hg. Aleida Assmann/Dietrich Harth. Frankfurt/M.: Fischer, 1991. S. 181-199, hier S. 184f.

die durch den Chronisten selbst kanonisierte Tradition zum Maßstab einer Charakterisierung von Zeitgeschichte avanciert, wird der Chronist durch seine ungemäßen Beurteilungen zum „militanten Anachronisten“. Im Familiengespräch wird die Absenz von Fakten häufig als intentionales Schweigen gedeutet. Folglich ist hier das Einklagen des Erinnerns auch die Konsequenz eines Schweigens, dem unterstellt wird, dass es intentional auf Vergessen ausgerichtet sei.

Es bleibt eine Herausforderung, in der biographischen Forschung, Schweigen im Familiengedächtnis zu thematisieren, ohne daraus zu eindeutige psychologisierende Interpretationen abzuleiten und damit Familienmitglieder oder die Familie auf einzelne traumatisierende Charakteristika zu reduzieren.⁵⁸ Schweigen gilt – insbesondere in der Erinnerungsforschung – in der gängigen Freud'schen Lesart stets als verdächtig, assoziiert mit etwas (un)bewusst Verdrängtem. Dabei wird dem Schweigen zumeist ein traumatischer oder auch strategischer Charakter zugeordnet. Michel Foucault hat Schweigen mit Blick auf eine Machtdimension interpretiert.⁵⁹ Statt durch Äußerungen eine bestimmte Realität zu schaffen, sei Schweigen auch eine Strategie, um sich (Handlungs)Spielräume offen zu halten. Aus dieser Perspektive könnte die Chronik und ihr Schweigen über das Nachkriegsschweigen in der Familie als Versuch gelesen werden, einen (imaginierten) Dialog mit dem Bruder Paul zu suchen, um ein Gespräch in einer sprachlosen Zeit zu führen.⁶⁰

58 In der biographischen Literatur sind die Selbstmorde in der Familie Wittgenstein oft der Anlass einer pathologisierenden Darstellung der Familie und von Ludwig Wittgenstein gewesen. Dies basiert großteils auf einer unkritischen Rezeption der Familienchronik, in welcher Hermine Wittgenstein die Freitode der Brüder vor allem durch die familiäre Situation und einen Generationenkonflikt erklärt, obwohl sie unterschiedlichst motiviert waren und in anderen Kontexten stattfanden. Vgl. Immler. *Das Familiengedächtnis* (wie Anm. 13). S. 232-238, 355-357.

59 Vgl. Charles Chloë Taylor. *The Culture of Confession from Augustine to Foucault*. London: Routledge, 2009. S. 197. Ich danke Irene Levin für diesen Hinweis. Vgl. auch: Irene Levin. „The Social Phenomenon of Silence“. *Holocaust as Active Memory: Public and Private Perspectives*. Hg. Dies./Claudia Lenz/Marie Louise Seeberg. Ashgate: Aldershot, 2013. S. 187-197.

60 Das Verfassen einer Familienchronik ist, wie jeder sprachliche Akt, ein dialogischer Prozess; ein bewusst geführter Dialog mit den Vorfahren und den

Doch Schweigen ist auch, wie eben gezeigt, ein soziales Phänomen. Es ist auch die Macht der Kontexte, die bestimmt, was gesagt oder nicht gesagt werden kann.⁶¹ So braucht es bestimmte „social frames“ (Maurice Halbwachs), um bestimmte Geschichten aktivieren und erzählen zu können. Denn Erinnerungen sind aktiv und passiv zugleich, sie werden von gewissen „fields of force“ (Edward P. Thompson) geformt, aber zugleich tragen sie zu der Ausformung von Kräfte- und Machtverhältnissen bei. Schweigen kann bedeuten, dass Begriffe bzw. die Sprache nicht verfügbar sind oder der gesellschaftliche Kontext fehlt, der eine Semantisierung erlaubt; oder aber, dass ein bestimmtes Wissen derart selbstverständlich wurde, dass es immanent ist und erst im Moment einer Bedrohung durch gesellschaftliche oder politische Umbrüche reaktiviert wird. Moralische Werte sind ein solches implizites Wissen einer Gesellschaft, das oft erst im Moment der Bedrohung explizit artikuliert wird. Die Familienchronik der Wittgensteins kann als ein solches Explizit-Machen familiärer Werte in Zeiten äußerer und innerer Krise gelesen werden. Doch gerade in diesem Bereich der Ethik (wie auch der Ästhetik) sind der Sprache bzw. dem Sagbaren Grenzen gesetzt: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen“, heißt der berühmte Satzesatz des *Tractatus logico-philosophicus* mit dem Wittgenstein auf Themen weist, die sich nicht in der Rede sagen, sondern nur zeigen lassen. In diesem Geiste verweist Hermine Wittgenstein mit der Nennung eines Erzählbruchs indirekt auf das, was sich nicht sagen lässt. Darin äußert sich die innere Erschütterung angesichts des Geschwisterstreits, aber auch die Sprachlosigkeit des Augenblicks, die in der Nachfolge-Generation in der Perzeption als imaginiertes (Ver)Schweigen das Familiengedächtnis wesentlich mit konstituiert. Der nicht motivischen Tradierung familiärer Codes wird eine Motivation unterstellt.

Wittgensteins Idee des Denkstils, die von der Ludwig Flecks verschieden ist, hat die Bedeutung der Form für den Inhalt jedweder schriftlicher Darstellung akzentuiert, und damit die Grenzen des Sagbaren formaliter verortet. Andererseits verweist er auf die Grenze des Sagbaren dort, wo sich die

Nachkommen, aber auch mit dem imaginierten Ich und mit Dritten, der sie umgebenden Familie. Die Bedeutung, so könnte man sagen, liegt geradezu im dialogischen Prozess, insbesondere dann, wenn der Zeitpunkt einer ist, in dem die Familie im höchsten Maße in Gefahr ist.

61 Hier sei betont, dass die Kontexte nicht alleine im Material selbst liegen, sondern auch im Auge des Betrachters, es sind ‚gemachte‘ Kontexte.

Inhalte selbst der Formulierung verwehren. Beides wirft ein neues Licht auf die Komplementarität zwischen Erinnern, Vergessen und (Ver)Schweigen.

Epilog: Das Abwesende ist anwesend. Zur Imagination von Familie

Dieser Konflikt über die Frage des Exils blieb lebenslang zwischen den Geschwistern ungelöst, und hat auch noch die Nachfolgeneration geprägt. So wird vier Jahrzehnte später die Chronik zum Referenzpunkt einer biographischen Skizze von Joan Ripley über ihren Vater Paul Wittgenstein, bekannt als einarmiger Pianist, die zeigt: Für sie symbolisiert die Chronik ihrer Tante Hermine nicht nur eine außergewöhnliche Vergangenheit, die noch stets die Phantasien beflügelt, sondern ist auch (im Sinne Welzers) Gegenstand von Verletzungen. Deshalb erstaunt es nicht, dass ihre Erinnerungen, geschrieben aus amerikanischer Sicht, dokumentarischen Charakter anstreben, wenn es um eine Gegendarstellung von Pauls Emigration geht.⁶² Der Schilderung dieses Konflikts werden – ähnlich wie in der Wittgenstein'schen Chronik – das Weihnachtsfest und die Hochreit als Metaphern für die ‚heile Familie‘ entgegengestellt. In beiden Fällen sind es die mit diesen Ritualen einhergehenden Begegnungsgelegenheiten, welche die Idee von einer geeinten Familie verkörpern; im Text in Form familiärer Codes, aber auch im realen Leben: „Die Vergangenheit ist deswegen präsent, weil wir zum Teil noch ein gemeinsames Erbe haben“, erklärt Urneffe Stephan Stockert: „Es gibt noch die Hochreit. Daher sehen wir uns regelmäßig, und daher mögen wir uns auch.“⁶³

62 Sie zitiert ausführlich aus den Memoranden, minutiöse Protokolle, die von den Verhandlungen zwischen der Reichsbank, der Familie (Paul Wittgenstein, Margarete und ihrem Sohn John Stonborough) und ihren Rechtsvertretern angefertigt wurden, die auch zeigen, wie groß das Misstrauen in der Familie war. Joan Ripley. *Empty Sleeve. The biography of a musician*. Senior-project for graduation at Mary Baldwin College. Virginia, Typoskript, 1987. S. 192.

63 Stephan Stockert: „Wir sind letztendlich ein bisschen froh, dass die Familie nicht komplett weggegangen ist. Wir glauben, dass manches das wir heute noch besitzen dürfen, geblieben ist, weil damals dieser schreckliche oder kuriose Kompromiss mit der Wistag, mit diesem Geld in der Schweiz, gelaufen ist. Wenn die Schwestern auch weggegangen wären, weißt man nicht ob etwas geblieben wäre – you don't know. [...] Die Hochreit und Kalksburg, die existieren heute noch, geschenkt, gegeben – weitertragen, weitergeben.“

Heute sind es die Restitutions- und Entschädigungsprozesse der letzten Jahre – lange Zeit ein Schweige-Thema par excellence – die eine erneute Kommunikation über die Familie(ngeschichte) auslösen. Fragte man Ende der 1990er Jahre in der Familie, wie sie über die Möglichkeiten von Restitution dachten, waren die Haltungen sehr unterschiedlich und die Antworten sehr verhalten. „Abgemacht sei abgemacht“, hörte man einige von der Kriegsgeneration abwehrend sagen; während andere nach langem Zögern doch beschlossen, eine Anfrage zu beginnen. Heute, fast 15 Jahre später, nachdem die Familie einen Entschädigungsanspruch über den ehemaligen Vergleich mit der Reichsbank vor Gericht durchgesetzt hat, lässt sich einfacher darüber reden; aus einer Geschichte der Ungewissheit und der Scham ist eine Geschichte des „moralischen Sieges“ geworden.⁶⁴ Gab es auch unterschiedliche Meinungen über den historischen Sachverhalt, und beteiligten sich auch nicht alle Familienmitglieder, es waren das gemeinsame Engagement und das Resultat, das nun alle Familienmitglieder auf einer (Opfer)Seite vereint. Damit wurde nicht nur die gemeinsame Vergangenheit vergegenwärtigt, sondern auch eine neue kollektive Familienerzählung gestiftet, basierend auf der Vorstellung von einer „extended family“, wie es John R. Gillis genannt hat, mit der Vergangenheit als bevorzugtem Raum des Imaginären.⁶⁵

Das macht deutlich: Die *Familienerinnerungen* von Hermine Wittgenstein sind nicht nur die Konsequenz eines bestimmten Familienbewusstseins und einer gewissen Sozialisation, sondern ermöglichen jene Sozialisation auch. Denn die Sozialisation ist „nicht nur eine Grundlage, sondern auch eine Funktion des Gedächtnisses“, wie Jan Assmann betont: „Die Sozialisation ermöglicht uns nicht nur, uns zu erinnern, sondern unsere Erinnerungen ermöglichen uns auch umgekehrt, uns zu sozialisieren.“⁶⁶

Dabei fordert die Schrift bestimmte motivische Gliederungsformen ein, während die mündliche Erinnerung offener, das heißt nicht-motivischer organisiert ist. Doch die Analyse hat auch gezeigt, dass die Tradierung familiärer Codes in einer Familienchronik motivisch und nicht-motivisch ist,

64 Gespräch mit Pierre Stonborough im November 2012 in Wien. Vgl. auch: <http://www.shoahlegacy.org/monitor/6m-pianist-kin> (Artikel vom 7.8.2012; letzter Zugriff: 10.6.2013).

65 John R. Gillis. *Our Imagined Families: The Myths and Rituals We Live By* (2002); http://www.marial.emory.edu/pdfs/wp007_02.pdf (letzter Zugriff: 10.6.2013).

66 Assmann. *Religion und kulturelles Gedächtnis* (wie Anm. 16). S. 15.

wobei dem Nicht-Motivischen oft eine Intention unterstellt wird und damit mündlich dem Schriftlichen etwas zuaddiert wird. Dabei bleiben die Resultate jedoch oft die gleichen: ob Identifikation oder Abgrenzung, beide Haltungen intensivieren das Gefühl von Familie.

In ähnlicher Weise können die Entschädigungsverfahren der letzten Jahre als Ausdruck einer neuen familiären Selbstvergewisserung gelesen werden – initiiert durch die Anwesenheit von etwas Abwesenden. Abwesendes, das einst die Familie auseinander gebracht hat und heute deren Identität versichert.

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|-----|
| Sandra Markewitz | |
| Einleitung | 7 |
| Sandra Markewitz | |
| Wittgensteins Philosophie des Schweigens | 17 |
| Ilse Somavilla | |
| Wittgensteins Staunen: Schweigen und Denkbewegung | 45 |
| Nicole L. Immler | |
| Schweigen im Familiengedächtnis. Zur nicht-motivischen Tradierung familiärer Codes in Hermine Wittgensteins <i>Familienerinnerungen</i> | 73 |
| Christine Abbt | |
| Vergessen. Jenseits der Sprache? | 101 |
| Martina Philippi | |
| Die Sprache der Selbstverständlichkeit und die Grenzen der Theorie. Das Schweigen in der phänomenologischen Methode | 121 |
| Eva-Maria Heinze | |
| (An)Rufen – (Ver)Antworten – (Ent)Sprechen. Zum Schweigen aus der Perspektive Dialogischer Philosophie | 151 |
| Sonia Goldblum / Robert Krause | |
| Vom Schweigen zur Stille. Martin Heideggers Dialog mit Hannah Arendt jenseits des beredten Schweigens | 183 |
| Adrián Navigante | |
| „Aufrechtes Schweigen“ Kontraktion und Unwiederholbares bei Paul Celan | 203 |

| | |
|--|-----|
| Paul Strohmaier | |
| Die Unterbestimmtheit der Welt und der Schatten der Worte. | |
| Valéry's Schweigen | 231 |
| Alice Lagaay | |
| Ein Schweigen, das nichts sagt? | |
| Zur Figur des ‚Neutrums‘ bei Maurice Blanchot und Roland Barthes | 247 |
| Kristin Wenzel | |
| Gesten unsagbarer Stille. | |
| Zur Nicht-Diskursivität der Stille in den Künsten | 267 |
| Katrin Eggers | |
| Von Odysseus zu Cage und zurück: | |
| Nicht-motivisches Schweigen (in) der Musik | 291 |
| Sebastian Spanknebel | |
| Über sich reden und schweigen | 305 |
| Benno Zabel | |
| Das Schweigen des Rechts. | |
| Anmerkungen zum Legitimationsdiskurs der Moderne | 315 |
| Jure Zovko | |
| Hermeneutisches Klopfen an die Wände des Unausprechlichen. | |
| Zur Sprachtheorie von Friedrich Schlegel | 341 |
| Zu den Autorinnen und Autoren | 353 |